

Zeitschrift: Bremgarter Neujahrsblätter

Herausgeber: Schodoler-Gesellschaft

Band: - (1983)

Artikel: Die Schlacht bei Marignano am 13. und 14. September 1515 : nach der Chronik von Wernher Schodoler

Autor: Bürgisser, Eugen

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-965140>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schlacht bei Marignano am 13. und 14. September 1515

nach der Chronik von Wernher Schodoler

von EUGEN BÜRGISSE

Um 1500 hatte die Eidgenossenschaft im Norden des Alpenkammes mit Ausnahme der Westschweiz die heutigen Grenzen erreicht und ihre Existenz in schweren Kämpfen behauptet. Nun strebte sie darnach, besonders auf das Drängen der Urkantone hin, auch das südliche Alpenvorland zu gewinnen und den Zugang zu den Alpenpässen, allen voran zum Gotthard, bereits am Fusse des Gebirges in ihre Hand zu bekommen. Italien zerfiel damals in eine grosse Zahl von Teilstaaten, deren bedeutendste der dem Papst unterstehende Kirchenstaat, die Republik Venedig und die Herzogtümer Savoyen und Mailand waren. Da sie sich in unaufhörlichen Kriegen aufrieben, fanden die europäischen Mächte, vor allem Frankreich und Habsburg, leicht Gelegenheit sich einzumischen. Gerungen wurde insbesondere um Mailand, den Schlüssel zur Herrschaft über ganz Italien. Damit gerieten die Eidgenossen durch ihren Vorstoß nach Süden in eine gesamteuropäische Auseinandersetzung viel grösseren Ausmasses, als es die Burgunderkriege gewesen waren. Wenigstens zeitweilig waren sie auch gewillt, einig und zielbewusst zu handeln.

Die Eidgenossenschaft stand auf dem Höhepunkt ihres militärischen Ansehens. Die Schlachten von Grandson und Murten 1476 während der Burgunderkriege, in denen die damals stärkste Macht des Abendlandes zerschlagen wurde, die Siege im Schwabenkrieg 1499 über König und Reich hatten die unwider-

stehliche Schlagkraft des eidgenössischen Fussvolkes aller Welt offenbart. Dazu kamen der über Erwarten rasche Gewinn der Lombardei beim Pavierzug 1512 und die schwere Niederlage der Franzosen in der Schlacht bei Novara 1513. Das Herzogtum Mailand war dem französischen König entrissen, es wurde ein eidgenössisches Protektorat.

Diese militärische Grossmachtstellung verdeckte aber kaum die politische Ohnmacht der Eidgenossenschaft. Eine die eigenen Möglichkeiten weit übersteigende Zielsetzung, Uneinigkeit unter den Bundesgliedern, Bestechlichkeit der Regierenden, nackte Geldgier, ungeregeltes Reislaufen, Disziplinlosigkeit der Truppe, Mord, Raub und Brand als Kennzeichen der Kriegszüge verunmöglichten bleibenden Gewinn. Der Tag von Marignano liess dies mit entsetzlicher Deutlichkeit erkennen, er beendete mit einem Schlag für immer jede Grossmachtpolitik der Eidgenossen.

Der junge französische König Franz I. versuchte am 8. September 1515 durch den Vertrag von Gallarate die Eidgenossen zur Räumung der Lombardei zu veranlassen, und die Berner, Freiburger und Solothurner machten sich auch auf den Heimweg. Die innern und östlichen Orte aber wollten von der Preisgabe aller ennethirgischen Besitzungen nichts wissen und marschierten südwärts nach Mailand. Noch waren die Hauptleute und Kriegsräte nicht zur Entscheidungsschlacht entschlossen, als ein Haufe eidgenössischer Knechte den Kampf vor den Toren Mailands provozierte. Da gab es kein Halten mehr.

Ein Teilnehmer des nun beginnenden gewaltigen Geschehens, der Bremgarter Stadtschreiber und spätere Schultheiss Wernher Schodoler (1490—1541), schildert in seiner Chronik, wie er diesen Riesenkampf erlebt hat. Wir kennen seine Rolle in der kleinen Schar aus Bremgarten nicht, nicht einmal die Zahl der Knechte, die unter der städtischen Fahne in den Krieg zogen, ist überliefert, gewiss ist nur, dass der fünfundzwanzigjährige Mann aus der Kleinstadt nicht zu den die eidgenössische Politik und Kriegführung bestimmenden Leuten gehörte.

Im Folgenden wird der Versuch gewagt, das wohl eindrücklichste Kapitel der dreibändigen Chronik, den einzigartigen Bericht eines Teilnehmers an der Schlacht von Marignano in einer dem heutigen Deutsch angenäherten Weise zu erzählen. Das Bestreben, dabei möglichst viel von der Eigenart der Schodolerschen Sprache beizubehalten, führt zu einem vielleicht bisweilen befremdlichen Ergebnis. Möge wenigstens die gute Absicht Gnade finden.

Von der grossen Schlacht, die bei Marignano zwischen dem König von Frankreich und etlichen Eidgenossen geschah

Am Donnerstag, dem Tag vor dem heiligen Kreuztag im Herbst, waren frühmorgens alle Hauptleute und Kriegsräte der Eidgenossen, die zu Mailand lagen, miteinander im Schloss versammelt, um über alle Dinge und Streitigkeiten, die vor allem den Frieden betrafen, zu verhandeln. Das Mehr entschied wiederum, dass die Eidgenossen den Frieden mit dem König halten und heimziehen wollten. Damit hatten nun etliche unruhige Leute und besonders die Gardeknechte des Herzogs, denen vielleicht ihr Sold lieber war als einer Eidgenossenschaft Nutzen, Ehre und Frieden, vorher gerechnet. Sie brachten so viel zustande, dass viele tapfere Knechte mit ihnen gegen den Feind zogen. Bald meldeten sie zurück, wie sie schon angegriffen und viel geschafft hätten, und schlügen damit Alarm, um wie es ihre Absicht war, die übrigen zum Eingreifen anzutreiben, was auch geschah. Etliche Orte aus den Waldstätten, denen vielleicht die Sache auch nicht missfiel, zogen als erste aus Mailand gegen die Feinde. Damit war es geschehen. Denn als die übrigen Orte und die Zugewandten dies hörten und sahen, wollte niemand hintanstehen. Also marschierte der ganze Gewalthaufen aus Mailand geschlossen gegen das Heer des Königs auf dem nächsten Weg nach Marignano. Als man unfern davon war, wurde ein guter Geselle,

ein Landsknecht, gefangen. Da man nicht recht wusste, wo Heer und Geschütz des Königs lagen, fragte man ihn darnach. Er sagte, was er wusste, und es stellte sich hernach auch heraus, dass er die Wahrheit geredet hatte. Etliche aber meinten, er lüge und wolle die Eidgenossen betrügen, und erstachen ihn leider, was doch nicht ehrenhaft gehandelt war. Doch wie eine Sache enden soll, darnach richtet sie sich bei zeiten. Da nun dieser Kundschaft niemand Glauben gab, zog man zur rechten Hand neben dem Damm über einen tiefen Graben. Gar bald zündeten die Feinde ein Haus oder zwei zum Zeichen an, damit auch ihr Heer zusammenrücke; denn sie waren ihrer viele und konnten nicht so nahe beieinander bleiben. Also schlossen sie sich schnell zu Ross und zu Fuss in ihre guten Ordnungen zusammen. Als die Eidgenossen über den tiefen Graben kamen, lagen viele Heutristen und viele hübsche Güter und Matten vor ihnen, und sie beschlossen, ihr Lager aufzuschlagen und erst am nächsten Tag anzugreifen; denn es war ungefähr um die dritte Stunde nach Mittag geworden. Da aber wollte einigen dünken, man wäre zu nahe an den Feind gerückt, weshalb es nicht tunlich sei, da zu lagern, es möchte wohl nicht ohne Schaden sein. Also beratschlagte man nicht lang. Es wurden drei gute Schlachtordnungen gemacht. Man hatte auch acht gute Geschütze auf Rädern, die neben den Ordnungen zur linken Hand auf dem Damm daherezogen. Während man so vorrückte, wurde die Hälfte von ihnen geheissen, gegen einen grossen, einem grossen Rauch gleichenden Staub zu schiessen. Das war dort, wo ein grosser berittener Zug hielt, denn das Erdreich war ganz dürr und deshalb sehr staubig. Dies geschah, aber die Feinde schossen gar nicht zurück. Gleich darauf liess man auf Befehl der Hauptleute die acht Stücke miteinander gegen die Feinde schiessen. Wie dasselbe geschah und man also ruhig weiter vorrückte, geschahen zwei Schüsse aus zwei schweren Geschützen des feindlichen Heeres, so dass die Steine ungefähr in Spiesshöhe über den Köpfen der Eidgenossen flogen. Da hörten diese gut, dass sich das Spiel

machen wollte. Jedoch wurde im königlichen Heer das Schiessen erneut still. Die Eidgenossen waren so nahe vorgerückt, dass sie die grossen Haufen der Feinde, zwar noch weit von ihnen entfernt, in Schlachtordnung aufgestellt erblickten, und es waren der Haufen viele. Also stärkten die Hauptleute ihre Knechte mit getrosten Worten. Ein Hauptmann von Zug, Wernher Steiner genannt, hiess drei Schollen Erde aus dem Erdreich reissen und ihm auf seinen Hengst reichen, was auch geschah. Da nahm er die Schollen in seine Hand und warf sie über den Haufen, der den Angriff tun sollte, mit den Worten: «Das ist im Namen Gott Vaters, Sohns und des Heiligen Geistes, das soll unser Kirchhof sein. Fromme, getreue, liebe Eidgenossen, seid manhaft und gedenke keiner heim! Wir wollen mit Gottes Hilfe noch am heutigen Tag grosses Lob und Ehre einlegen. Handelt als wackere Leute und nehmt die Sache manhaft und unverzagt zur Hand.» Auch ermahnte er die Leute, dass jedermann niederknien und mit ausgebreiteten Armen fünf Paternoster und fünf Ave Maria in das Leiden und Sterben Christi sprechen solle, damit uns Gott der Herr gnädig und hilfreich sei. Gehorsam tat dies jedermann. Und wie man nun aufstand, in Schlachtordnung vorsichtig gegen die Feinde vorrückt und mit allen Büchsen auf ihre Reihen schiesst, da fangen die Feinde an und lassen alle ihre Geschütze: Kartaunen, Feldschlangen, Falkaunen, Hakenbüchsen und Handgeschütze derart feuern, dass einer möchte meinen, der Himmel täte sich auf und es wäre alles feurig und Himmel und Erdreich wollten zusammenbrechen unter dem feindlichen Schiessen. Das Handgeschütz und die Haken prasselten zwischen den grossen Stücken, als ob ein grosser Haufen Reckholdern mit Feuern angezündet wäre. Hatte der König über sechstausend Handbüchsenschützen, so hatten die Eidgenossen auch über tausend. Diese schossen auf beiden Seiten, so viel sie vermochten. Die Eidgenossen drangen stets vor, obwohl ihnen das Geschütz unsäglich grossen Schaden tat, kamen an Gräben, die voll Wasser waren, etliche waren auch trocken, in den nassen aber ging den

meisten Knechten das Wasser bis ins Herzgrüblein. Sie lagen auch so voll erschossener Leute, dass man der toten Eidgenossen und Feinde wegen nur mit Mühe hindurch waten konnte. Als man mit grosser Not und Arbeit über die Gräben kam und die Hakenschützen, die ihre Schanzen wie Rehhäglein an den Gräben stehen hatten, vertrieb, standen die grossen Haufen der Feinde gar tapfer in Schlachtordnung da. Nun hob erst der bittere Ernst mit Schlagen, Hauen und Stechen an, und es war ein ganz harter Angriff, denn es ging zuerst an den Schwarzen Haufen. Diese sechstausend geldrischen Knechte wehrten sich zwar tapfer, dennoch mussten sie der Uebermacht der Eidgenossen wegen bald weichen. Da war es an den Landsknechten und an der welschen Artillerie. Wieder erhoben sich Angst und Not und feuerten die Geschütze ohne Unterlass. Jedoch gab Gott der Herr den Eidgenossen am selben Abend so viel Glück, dass sie ihre Feinde zurücktrieben, doch nicht so, dass diese eine rechte Flucht taten, sondern mit wehrhafter Hand von ihrem Platz ungefähr tausend Schritt oder mehr weichen mussten und dass ihnen, ohne die Hakenbüchsen etc., sechzehn gute Geschütze auf Rädern abgenommen wurden. Damit war es auch so finstere Nacht geworden, dass niemand mehr den andern erkannte. Dazu kam, dass ein Haufen der Eidgenossen einen andern für Feinde hielt und angriff, wobei leider viele der Vordersten erstochen wurden, bevor sie einander erkannten, was doch erbärmlich zu hören ist. Auch waren in dem wütenden Kampf ohne ihr Wissen viele Eidgenossen unter die Feinde und viele Feinde unter die Haufen der Eidgenossen versprengt worden; erkannte man sie, so wurden sie jämmerlich erstochen und erschlagen. So standen die Eidgenossen, die in den Gräben ganz nass geworden waren, die ganze Nacht in Schlachtordnung, und es war mächtig kalt. Es wärmten sich ihrer etliche bei den in Brand gesteckten Häusern, die die Feinde als Alarmzeichen verbrannt hatten; doch waren die Mauern der Hitze wegen so sehr ermüdet, dass eine Mauer einstürzte und darunter sechzehn eidgenössische Knechte ver-

schüttet wurden und umkamen. Man hatte auch nicht das Geringste zu essen und zu trinken, und die Leute waren sehr hungrig und durstig. Die königlichen Truppen hielten rings um die Ordnung der Eidgenossen Wache, denn es waren ihrer gar viele, wie hernach steht, und sooft sie mit ihren Trompetern einen Umritt taten, konnte man deutlich hören, dass sie rings um das Heer der Eidgenossen ritten. Dennoch meinten etliche, die Franzosen wären ganz weggewichen und es trompeteten die Trompeter des Herzogs von Mailand, die bei den Eidgenossen geblieben waren; denn der Herzog war wieder in die Stadt Mailand zurückgeritten. Als es nun eine Stunde vor Tag geworden war, standen nicht mehr sehr viele Eidgenossen im Feld, denn wo ein Verwundeter lag, waren stets zwei oder drei bereit, die helfen wollten, ihn nach Mailand zu schaffen. Am Vorabend waren weit über tausend erschossen worden, noch bevor man von Hand zu schlagen und zu stechen aneinander kam. Zudem war, wie durchaus glaubhaft ist, auch sonst eine grosse Zahl Leute umgekommen. Damit war die Schar der Eidgenossen klein geworden. Davon hatte auch das königliche Heer genaue Kunde und liess sofort die Venezianer holen, die ihm auch zu Hilfe zuzogen und unfern waren. Sie kamen gar bald und machten ihre Schlachtordnung. Nun hatten die Eidgenossen, wie hievor steht, dem König am Vortag sechzehn Geschütze abgenommen. Als es zu tagen begann, wollten sie zu diesen Geschützen ziehen und bildeten so ihre Ordnung. Wie sie anfangen vorzurücken, ist des Königs Heer hinten an dem Haufen der Eidgenossen und greift heftig an. Sie kehrten sich alsbald um, wehrten sich als tapfere Leute und stritten so manhaft mit ihnen, dass die Feinde sich umwandten und hinter ihr Geschütz zurückwichen. Als die Eidgenossen ihnen nachdrängten, begannen sie wieder, wie am Vorabend so stark zu schießen, dass die Eidgenossen, genötigt durch das starke Feuer, auf der rechten Seite der Schlachtordnung zu fliehen anfingen. Da mussten auch die übrigen, die gern ihr Bestes getan hätten, zurückweichen, obwohl die Feinde ihnen

nicht nacheilten. Da ritten notfeste, beredte Leute auf ihren Hengsten vor die Fliehenden und baten sie und redeten so viel mit ihnen, dass sich jedermann wieder umkehrte und in die Ordnung stellte. So tat man den zweiten Angriff. Da erhab sich wieder Angst und Not von Schiessen und Schlagen und es gab nicht anderes als Wehr hier, Wehr dort. Dies trieb man bis zum Mittag. Die Eidgenossen vermochten der grossen Gräben und des Geschützes wegen nicht an die Feinde heranzukommen. Viele Feinde und Franzosen hatten ihre guten Büchsen auf ihren Hengsten. Mit denen rannten sie herzu, schossen heftig auf die Eidgenossen, und sobald sie abgeschossen hatten, flohen sie nach hinten, bis sie wieder geladen hatten. Dann kamen sie von neuem und taten wie zuvor. Das tapfere Fechten der Eidgenossen war auf diese Weise ganz verloren. Sie hatten keine Büchsen mehr, mit denen man schiessen konnte, denn die Büchsen und das Pulver waren ihnen am Abend und am Morgen in den Wassergräben nass geworden. Sie mussten also mit grossem merklichem Schaden abziehen, verloren auch einige Feldzeichen, doch nicht so viele; sie gewannen auch etliche, die sie heimbrachten. Sie brachten vier Geschütze auf Rädern mehr in die Stadt zurück, als sie von Mailand mit sich geführt hatten. Es wurden auf beiden Seiten zusammen über vierzehntausend Mann erschlagen, erschossen und erstochen. Von denen wohl die Hälfte auf der Seite der Eidgenossen umkam. Dies tat das Geschütz und dazu der Abzug; denn wer nicht gleich beim Haufen blieb und doch den Feinden entrann, den stachen die Lombarden mit ihren Furken und Eisengabeln zu Tode oder zogen ihn bis auf das Nestelhemd ab und nahmen ihm, was er hatte. Es waren auch ungefähr dreihundert nebenaus in ein Kloster gewichen. Diese wurden von den Feinden umgeben und alle, die da geblieben waren, darin umgebracht und verbrannt. So erging es den Eidgenossen sehr übel, desgleichen auch den Leuten des Königs, denn von ihnen wurden am Abend und am Morgen nicht weniger zusammengeschlagen, als bei den Eidgenossen umgekommen waren. Gott

sei ihnen allen gnädig und barmherzig. An diese Geschichte denke jeder brave Eidgenosse, er lasse Fürstentum durch Fürsten, denen es zusteht, regieren und halte, was er zusagt. Denn der König hätte gern den Frieden gehalten. Ihm ist meines Bedünkens ungut genug geschehen.

Als die Eidgenossen, soweit sie überlebten, wieder nach Mailand gekommen waren, bat sie der Herzog, bei ihm zu bleiben. Er wolle sie, wo es ihnen lieb wäre, in der Stadt unterbringen; sollte es nicht dazu kommen, so sollten sie im Schloss liegen. Die Leute der Stadt Mailand zeigten sich nicht unfreundlich und taten mehr, als man ihnen zugetraut hatte. Denn man hätte manchen gefunden, der meinte: Wenn wir nach Mailand kämen, so liessen sie uns nicht ein oder hülfern uns erschlagen. Dem war aber nicht so. Sie hatten ganze Standen voll Wein und dazu Brot in die Gassen gestellt und gaben den Knechten genug zu essen und zu trinken, weswegen man sie mit Recht loben soll. Sie wären auch gern mit uns in der Schlacht gewesen, aber man befürchtete ihre Flucht. Die Eidgenossen liessen sie deshalb bei der Stadt bleiben, und wir waren es doch selbst, die flohen. Es ist sicher, wenn sie an der Schlacht teilgenommen hätten, wäre es für die Eidgenossen besonders des Geschützes wegen vorteilhafter gewesen, denn die königliche Artillerie hätte an umso mehr Orten sich wehren und schiessen müssen. Der Herzog anerbot sich auch, den Eidgenossen guten Sold und Geld zu geben, falls sie blieben. Aber der Schreck war in das Kriegsvolk gefahren, so dass einige noch am selben Freitagabend aus Mailand zogen und die übrigen tagsdarauf, denn niemand hatte noch viel Geld. Wiewohl der Herzog den Knechten Geld gelobte, so hatte er doch früher so oft getäuscht, dass man ihm keinen Glauben mehr schenkte. Dennoch blieben etwa tausend Verwundete und Gesunde beim Herzog und legten sich ins Schloss. Als bald darauf die im Schloss waren, meinten, die Verwundeten wären ihnen zu beschwerlich, schafften sie diese aus dem Schloss. Deren Heimkehr bemerkten aber die Feinde und das Landvolk, eilten ihnen nach bis zu den Haselstuden und erstachen

die verwundeten Knechte leider alle. Es waren ihrer wohl dreihundert. O weh dem treulosen Hauptmann, der daran schuldig war, wehe auch dem, der dazu Rat und Tat gab, und abermals wehe denen, die solche arme und wehrlose Leute umbrachten. Sie haben alle kleine Ehre eingelegt.

Die Schodolersche Darstellung der abschliessenden Ereignisse sei hier kurz zusammengefasst:

Der König säumte nicht länger als bis zum Montag. Dann brach er mit seinem Heer auf und belagerte das Schloss in Mailand. Die eidgenössischen Knechte übergaben Schloss und Herzog dem König, wofür jeder von ihnen zehn Kronen erhielt. Der Herzog wurde gefangen nach Frankreich geführt, die Knechte aber erhielten freien Abzug. Dazu Schodolers persönliches Urteil:

Es wäre besser gewesen, diese Knechte wären mit den ersten heimgezogen, dann hätte der gute Herzog sich vielleicht besser in den Handel schicken können. Aber wenn ein Ding schon früh zu missraten anfängt, so gewinnt es selten ein gutes Ende. Und wenn man Geld mehr als Frieden liebt und verspricht, was man nicht hält, so ist es kein Wunder, dass Gott seine Strafe sendet und dem Menschen zu verstehen gibt, dass er Unrecht getan hat.

Zum Wagnis der Schlacht meint Schodoler:

So wusste man durch sichere Kundschaft, dass der König über sechzigtausend streitbare Männer hatte, denn er hatte sechstausend geldrische Knechte, der Schwarze Haufen genannt, dazu zweiundzwanzigtausend Landsknechte, und der Herzog von Bourbon führte über dreissigtausend Mann zu Ross und zu Fuss, die Venezianer nicht gezählt. Noch war etlichen Geld so lieb, dass sie einen so schweren Handel anrichteten, an dem der Eidgenossenschaft Ehre, Leib und Gut hing. Gott gebe es ihnen zu erkennen. Er möge uns fürderhin behüten und den Toten die ewige Ruhe verleihen. Amen.